



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Alphonse de Lamartine.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Alphonse de Lamartine.

Die Zeit, in der Lamartine aus dem Leben geschieden ist, steht in schneidendem Gegensatz zu der Periode, in der er wie ein glänzendes, blendendes Gestirn am Horizonte der französischen Literatur aufstauhte: zu jener Periode eines großartigen Aufschwungs, in welcher der Genius der französischen Literatur die Fesseln abwarf, die alle Stürme, welche über Frankreichs Boden hinweggebraust waren, nicht zu lösen vermocht hatten. Die künstlerisch bildende Triebkraft, die während der langen Regierung Ludwigs XIV. zu voller Entfaltung gelangt war und wenigstens in formaler Beziehung den literarischen Erzeugnissen des 17ten Jahrhunderts den Stempel classischer Vollendung aufgedrückt hatte, wirkte und schuf ungeschwächt auch noch während des 18ten Jahrhunderts, freilich in anderem Geiste und auf ganz andere Ziele gerichtet, als in der Zeit Ludwigs XIV. Aber die Form blieb im Wesentlichen dieselbe; die Sprache war zu einem Abschluß gelangt, den Gesetzen der Darstellung, welche das große Zeitalter der Literatur herausgearbeitet und als bindende Norm festgestellt hatte, unterworfen sich auch die Weltstürmer des 18ten Jahrhunderts. Die neue Weltanschauung kleidete sich in die alte Form und fand grade dadurch in den höchsten Kreisen, in der vornehmsten Gesellschaft Eingang. Mochte auch der zum Theil von germanischen Einflüssen angeregte neue Geist mit der alten zierlichen und steifen Form in Widerspruch stehen, mochten in einzelnen Schriftstellern auch die Keime literarischer Neugestaltung die Schranken des überlieferten Gesetzes zu durchbrechen streben, im Wesentlichen blieb die alte Regel herrschend, und selbst von der romantisch angehauchten Denk- und Schreibart Rousseaus kann man höchstens behaupten, daß sie die künftige literarische Revolution vorbereitet habe.

Selbst die Revolution von 1789, so gewaltsam und erschütternd ihr Verlauf auch war, hatte doch auf Kunst und Literatur einen nur verhältnißmäßig geringen Einfluß geübt. Sie hatte in gewissem Sinne die centralisirende Arbeit der Könige vollendet und die Trümmer des mittelalterlichen Staats, welche das Königthum, soweit es durch dieselben in seiner Allmacht nicht beschränkt wurde, hatte bestehen lassen, für alle Zeiten in gewaltigen, erschütternden Stößen weggesetzt. Aber als der Sturm vorübergezogen war, zeigte sich, daß seine Wirkungen auf den Volkscharakter doch nur oberflächliche gewesen waren und daß durch die Begebenheiten, welche die alte Gesellschaft zertrümmert und auf das Princip der Gleichheit eine neue Gesellschaft begründet hatten, nur die Staatsallmacht, die Abhängigkeit des Individuums

von der Gesamtheit aufs Höchste gesteigert war. Napoleon war wie der Erbe, so auch der Testamentsvollstrecker der Revolution; er gab der Staatsallmacht die feste, aller individuellen Entwicklung feindliche Form, die sie bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Er verstand es, nicht nur den Willen der Einzelnen zu binden, er erstrebte, und mit Erfolg, eine absolute Herrschaft über die öffentliche Meinung, um durch sie jede geistige Regung in der Nation zu überwachen und zu leiten, und die öffentliche Meinung war und ist eine gewaltige Macht in Frankreich, fast so gewaltig, wie die Mode, die ja gewissermaßen nur ein Zweig der öffentlichen Meinung ist. So bewegte sich denn auch die geringe künstlerische und literarische Thätigkeit des kaiserlichen Frankreich ganz in dem engen Kreise der Classicität. Aber trug schon in der Blüthezeit der Literatur die classische Form den Charakter des Einförmigen und des Zwanges an sich, wie viel mehr mußte dies der Fall sein in einer nur in Folge der Oberflächlichkeit des französischen Geistes in den alten Bahnen gewohnheitsmäßig sich fortbewegenden Zeit. In der Malerei und Plastik wurde bei aller technischen Virtuosität die römische Toga zur Caricatur; in der Literatur wurde aus der Classicität ein steifes, gespreiztes Pöpsthum, wie es Napoleon, dem im Gegensatz zu fast allen großen Männern der Sinn für das Ideale gänzlich versagt war, liebte. Jede freie Regung, nicht nur auf dem politischen, sondern auch auf dem inneren, geistigen, literarischen Gebiete war ihm ein Greuel. Wer sich dem Druck seines, jede Individualität mit Vernichtung bedrohenden Systems entziehen wollte, wurde zum Gegenstand seines unversöhnlichsten Hasses. Die Regel war ihm Alles, nicht nur in der Verwaltung des Staates, sondern auch in den Gebieten, in denen jeder Fortschritt zu einer Veränderung der Regel führt, in dem jeder schöpferische Geist, sobald er die unerläßliche heilsame Schule des Gesetzes durchgemacht hat, selbst zum Gesetzgeber wird und der künstlerischen Production eine neue Form vorzeichnet, innerhalb deren sich dieselbe so lang bewegt, bis ein erneuter Umschwung auch ein neues Ideal der Classicität aufstellt.

Auch in Frankreich trat endlich die Zeit ein, wo der Geist des literarischen Schaffens der alten Form überdrüssig wurde, und so bildeten sich unter dem Kaisertum die kräftigen Anfänge jener Richtung aus, die als Romantik der vertrockneten, geistlos gewordenen Classicität gegenübertrat und die grade in Frankreich, wo sie in noch viel höherem Grade berechtigt war, als in Deutschland, eine völlige Revolution in der Literatur hervorrief, indem sie die politisch-socialen Revolution von 1789 auf das geistige Gebiet hinüberleitete. In dieser großen Bewegung, die nach harten, bis in die zwanziger Jahre sich hineinziehenden Kämpfen zum Siege der neuen Ideen führte, nimmt Lamartine eine der ersten Stellen ein. Sein poetisches Schaffen

reicht bis in die Mittagshöhe der neuen Richtung. Mit ihrem Verfall werden allmählig auch die Accorde seiner Leier dumpfer und matter, bis sie endlich ganz verstummen. Als unter dem zweiten Kaiserthum der Materialismus und das unverhüllteste Nützlichkeitsprincip jedes ideale Streben geflissentlich zu unterdrücken suchten, und — da die Romantik bereits ihre Triebkraft verloren hatte, ohne dem französischen Geiste ein dauerndes ideales Streben eingehaucht zu haben, — mit leichter Mühe wirklich unterdrückt hat, war Lamartine bereits todt. Seine dichterische Kraft war erlahmt mit der Schule, der er, ohne ihr im strengen Sinne des Wortes anzugehören, nahe gestanden hatte. Er sah — und das ist die tiefe Logik in dem Leben dieses einst so hoch, ja nicht selten überschwänglich gefeierten Dichters — mit dem Verfall der nationalen Poesie auch seine eigene Kraft versiegen. Er, der zarteste, reizbarste, idealste aller französischen Dichter, der begeisterteste Vorkämpfer wider den Materialismus auf allen Gebieten des Lebens, sah sich gezwungen, seine letzten Kräfte daran zu setzen, um seine materielle Existenz zu fristen. Aus dem begeisterten Dichter, der die irdischen Güter nur als Mittel angesehen hatte, um sein ideales Streben mit dem Schimmer äußeren Glanzes zu umgeben, war ein rasch und flüchtig arbeitender Schriftsteller geworden, dem in seiner literarischen Thätigkeit die einzige Existenzquelle übrig geblieben war. Grade wie in Frankreich die Romantik abstirbt, ohne, soweit sich bis jetzt beurtheilen läßt, den Saamen einer fortschreitenden Entwicklung gestreut zu haben, fand auch Lamartine, nachdem er über den Standpunkt seiner Jugend hinausgewachsen war, die Triebkraft zu einer Metamorphose, zu einem auf ein höheres Kunstideal gerichteten Fortschritt nicht mehr in sich. Er beklagte Frankreichs Verfall und Knechtschaft; und sein Loos, gleichviel ob durch eigene Schuld oder in Folge der Gewalt äußerer Verhältnisse, war ein Spiegelbild Frankreichs, ein Mikrokosmos des französischen Treibens geworden; nur mit dem Unterschiede, daß er auch in der Zerrüttung seiner äußeren Umstände seine Seele frei erhielt und seine Feder niemals in dem Dienst des Despotismus oder der Gemeinheit erniedrigte.

Alphonse de Lamartine, geboren 1792, stammte aus einer begüterten Adelsfamilie, deren Mitglieder indessen, da sie sich von dem Treiben des Parisaer Hofes fern hielten, und nach einigen Jahren Militärdienstes meist auf ihren Gütern zurückgezogen lebten, eine Rolle in der Geschichte des ancien régime nicht gespielt haben. Sein Vater, wie seine Oheime huldigten den freieren Anschauungen, die in dem liberalen Theil des französischen Adels vorherrschend waren. Wie ihre Vorbilder Rally Tolland, Mounier &c. sagten sie sich von der Bewegung los, als diese die Grenze überschritt, welche die aristokratisch constitutionelle Partei ihr vorschreiben wollte,

In der Schreckenszeit nebst der Mehrzahl seiner Verwandten in den Kerker geführt, wurde auch Lamartine's Vater mit dem Schaffot bedroht und erst durch Robespierres Sturz der Freiheit wiedergegeben. Auf dem im Beaujolois, nicht weit von Macon gelegenen Gute Milly verlebte der junge Alphons die Jahre der Kindheit in freiem Verkehr mit den Kindern der Landleute die Ziegen hütend, nach Gefallen auf den Bergen herumstreifend, die Seele mit den erhabenen und lieblichen Eindrücken einer an landschaftlichen Schönheiten reichen Natur erfüllend. Die früh sich entwickelnde religiöse Stimmung seiner Seele verdankte er besonders der Einwirkung seiner Mutter, einer hochgebildeten, von einfacher aber tiefer Frömmigkeit erfüllten Frau, deren Leitung er sich unbedingt hingab und die in jeder Beziehung auf seine Entwicklung den größten Einfluß geübt hat. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er in dem damals in hohem Ansehen stehenden Jesuiten-Pädagogium zu Belley in Savoyen, dem er auch in späteren Jahren, als er keineswegs für einen Anhänger der geistlichen Erziehung gelten konnte, eine dankbare Erinnerung bewahrte. Nach Vollendung seiner Schulstudien brachte er wiederum einige Zeit auf dem väterlichen Gute zu, lernte später das ungebundene hauptstädtische Modelleben der reichen Jugend in Paris gründlich kennen, wurde denselben indessen noch rechtzeitig durch eine längere Reise in Italien entzissen. Eine tragisch-romantische Episode dieser Reise hat er später in der anmuthigen auch den „Confidences“ einverleibten Novelle „Graziella“ mit idealisirendem Pinsel geschildert. Nach des glühend gehaßten Napoleon Sturz schloß er sich, der Familientradition getreu, mit Begeisterung den Bourbonen an, ohne an den reactionairen Tendenzen der Ultras Gefallen zu finden, im Gegentheil von der Hoffnung erfüllt, die ja Anfangs auch von den Führern der liberalen Partei getheilt wurde, daß die Bourbonen ihren Beruf darin sehen würden, die Freiheit mit der Legitimität, das Frankreich von 1789 mit dem alten Königthum zu versöhnen. Freilich waren die Umrisse seines Freiheitsideals sehr unbestimmt und schwankend, und man kann, ohne dem Dichter Unrecht zu thun, behaupten, daß er sich an dem magischen Zauber des Wortes Freiheit herauschte, ohne mit demselben einen klaren politischen Begriff zu verbinden. Ueberhaupt war Lamartine's politisches Interesse damals nur gering. Sein Ehrgeiz strebte nur nach dem Lorbeer des Dichters. Seine Seele erfüllte sich ausschließlich mit dichterischen Bildern und Idealen, und die realen Angelegenheiten des politischen und socialen Lebens gewannen für ihn erst Interesse, wenn es ihm gelang sie mit dem Glanz der Poesie zu umkleiden. Freiheit und Königthum, Religion und Liebe — Alles erschien ihm im Gewande der Poesie oder wurde, sobald es ihm nahe getreten war, von seiner rastlosen Thätig-

keit in dichterische Gebilde umgewandelt, nicht selten zu Nebelgestalten verflüchtigt.

Trotz der Erfolge der Frau von Staël und Chateaubriands, der in den herrschenden Kreisen ebenso als Dichter wie als begeisterter Royalist gefeiert wurde, behauptete die Classicität doch in den ersten Jahren der Restauration noch ihren ererbten Platz. Sie blickte mit Hochmuth auf die ersten Regungen des Romanticismus herab, ohne die Kraft in sich zu fühlen, den jugendlichen Vorkämpfern der neuen Richtung ebenbürtige Jünger Voileaus entgegenzustellen. Da erschienen 1820 Lamartine's Meditations, die um so mehr Aufsehen erregten, als Lamartine, obwohl von der immer mächtiger fluthenden neuen Strömung getragen, doch äußerlich zu keiner Schule hielt, sondern durchaus selbständig und eigenartig auftrat, indem er die höchsten Gegenstände des menschlichen Denkens und Empfindens in den Kreis seiner dichterischen Betrachtungen erhob und sich zu dem Anspruch verstieg, umwälzend und neugestaltend in das ganze geistige Leben der Nation einzugreifen und den Scepticismus des 18. Jahrhunderts durch die Fluth einer volltönenden, mit dem Zauber eines die Sinne umstrickenden Wohllauts und einer schimmernden, bilder- und wortreichen Darstellung ausgerüsteten Poesie, wegzuschwemmen. Und in der That war die Wirkung, die Lamartine's erste Dichtungen auf die Zeitgenossen, und zwar keineswegs bloß auf exclusive Kreise, sondern ganz allgemein ausübte, eine außerordentliche, und man kann wohl behaupten, daß der Beifall, den sein Erstlingswerk fand, beträchtlich über den Werth desselben hinausging. Die äußerlich noch herrschende, innerlich bereits abgestorbene classische Richtung konnte nicht mehr das ästhetische und das geistig-sittliche Bedürfniß der an sich selbst und an der Welt irre gewordenen Nation befriedigen. Man sehnte sich nach einer Quelle der Verjüngung, nach einem Trank der Erfrischung. Wer es nun wie Lamartine verstand, Vorstellungen und Ideen, die in der gebildeten Gesellschaft lange Zeit geächtet gewesen waren und für Fanatismus und Aberglauben galten, in eine schöne und bestechende Form einzukleiden, konnte des Erfolges sicher sein. Man fühlte sich in anmuthigster Weise ästhetisch angeregt, und konnte den Ideen, die in so schöner Form auftraten, das Bürgerrecht in den Salons nicht versagen, zumal da man sich recht gut in eine gewisse Begeisterung für des Dichters Ideale hineinlesen konnte, ohne sich deshalb zu einer geistlichen und sittlichen Ein- und Umkehr gezwungen zu sehen und geradezu mit den alten Vorstellungen zu brechen.

In der Reise in den Orient bezeichnet Lamartine als die Grundstimmung seiner Seele die Begeisterung für die Natur und für ihren Schöpfer. Er selbst knüpft diese doppelte Begeisterung an die Eindrücke, die er in der

Kindheit durch den ununterbrochenen Verkehr mit der Natur und durch den Einfluß seiner Mutter empfangen hatte. Die beständige Anregung und das volle Ausstöhnen dieser Begeisterung war ihm bei seiner ausschließlich dichterischen mit unglaublicher Leichtigkeit schaffenden Begabung ein Bedürfniß. Eine verstandesmäßige Analyse der dieser Begeisterung zu Grunde liegenden Gedanken lag ihm fern. Die Metaphysik widerstrebte seiner Natur, wie wir gerade unter den begabtesten Franzosen der neueren Zeit (wir erinnern z. B. an Tocqueville, einen der glücklichsten Beobachter und schärfsten Denker in allen politischen Dingen) eine entschiedene Abneigung finden, die höchsten Probleme, die dem menschlichen Geiste gestellt sind, zum Gegenstande des Nachdenkens und der Forschung zu machen. Ueber alle Anwandlungen des kritischen Zweifels erhob er sich durch die Phantasie.

Die religiösen Vorstellungen Lamartine's sind einfach und natürlich. Die Macht und die Liebe Gottes, wie sie sich in der Natur und der Leitung der menschlichen Schicksale ausdrückt, die Hilfsbedürftigkeit des Menschen und seine Erhebung zu Gott im Gebet, die Unterwerfung des Menschen unter den göttlichen Willen, die Unsterblichkeit der Seele — das sind die Gegenstände, die er in der ersten Sammlung der Meditationen, wie auch in den Harmonien vorzugsweise behandelt. Von poetischer Paraphrase der specifisch katholischen Dogmen oder einer Begeisterung für katholisches Kirchenthum und Hierarchie finden sich kaum vereinzelte Ansätze. Ebenfalls hält er sich von der nebelhaften Mystik frei, wie er allerdings auch der Tiefe des Mysticismus entbehrt. Je einfacher nun aber der Inhalt ist, um so mehr ist die Wirkung seiner Poesie von der Ausführung, von der Form bedingt. In der modernen Lyrik (und Lamartine ist, selbst wo er Streifzüge in andere Gattungen der Poesie unternimmt, doch immer Lyriker) kann der Dichter seinen Gegenstand in doppelter Weise zum Ausdruck bringen. Entweder er gibt den poetischen Gedanken die Empfindung, welche ihn ergreift, in kürzester und knappster Form wieder, oder spinnt seine Gefühle zu ausführlichen Betrachtungen und Reflexionen aus. Ersteres vermag natürlich nur ein Dichter, der wie Goethe, mit solcher Kraft und Klarheit empfindet, daß die zum Bewußtsein gebrachte Empfindung gleichsam unwillkürlich die den Inhalt entsprechendste Form annimmt, und daß das Bewußtwerden dessen, was des Dichters Seele erregt, bereits zur dichterischen Production wird. Der Leser muß beim ersten Blick von der Wahrheit der Empfindung frappirt sein. Er muß durch den Ton des Gedichts so lebendig in des Dichters Stimmung versetzt werden, daß er seine eigene Stimmung in die Worte des Dichters gefaßt zu sehen glaubt. Das Gedicht soll die Situation, aus der es hervorgegangen ist, und die Einwirkung dieser Situation auf des Dichters Seele wieder spiegeln. Es soll die lyrischen Gedanken in der concretesten, mit

dem Inhalt sich völlig deckenden Form wiedergeben. Aber eben die Wahrheit und Energie der Empfindung gibt den Gedichten die allgemeine Bedeutung; sie wirkt in den Lesern die Empfänglichkeit für die Auffassung des Gedichts und bringt die dunkeln und unklaren, in ihm schlummernden Gefühle ihm selbst zum Bewußtsein; das Lied ist der Hebel, welches den empfänglichen, aber zu selbständiger Production unfähigen Seelen die Gabe der Re-
production, d. h. des ästhetischen Genusses mittheilt.

Für diese im deutschen Walde erwachsene Lyrik fehlt es Lamartine sowohl an Energie und Tiefe der Empfindung wie an concentrirter Kraft der Darstellung. Lamartine ist eine reflectirende Natur. Und je entschiedener er jede metaphysische Speculation abweist, um so leidenschaftlicher strebt sein beweglicher Geist, seine Gefühle zu analysiren und zu beschreiben. Während die oben geschilderte Art dichterischer Productivität den poetischen Gedanken in seiner Unmittelbarkeit in die einfachste, kürzeste und treffendste Form zusammenzieht, ergeht er sich mit Behagen ins Breite; er entlehnt, so entschieden und ausschließlich lyrisch seine Begabung auch ist, doch häufig vom Epiker die Form. Er erzählt, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, seine Empfindungen und Gefühle. Er unterwirft die Gegenstände, die seine Seele anregen, immer einem dem philosophischen Gedankenproceß analogen Gefühlsproceß. Dies Verfahren würde den Leser sehr bald ermüden und mit Ueberdruß erfüllen, wenn er es nicht verstände, durch die vollendete Handhabung aller Darstellungsmittel sein Thema in mannigfaltigster, stets anmuthiger Weise zu variiren, und den Geist, wenn der Gedankeninhalt erschöpft zu sein scheint, durch immer neue, in den früheren Dichtungen weniger plastische als glänzende Bilder und Schilderungen zu fesseln. Er entfaltet eine poetische Rhetorik, die in ähnlicher Weise auf den Leser wirkt, wie das Wort des Redners auf den Hörer, die ihn bald zwingt, seine Aufmerksamkeit auf den Grundgedanken des Gedichtes zu concentriren, ihn bald, wenn er ermüdet ist, durch anmuthige Abschweifungen erheitert und durch den Zauber prachtvoller Verse entzückt und fesselt. Eines der glänzendsten Beispiele seiner poetischen Beredsamkeit finden wir gleich in der zweiten an Lord Byron gerichteten Betrachtung. Der Dichter ist von Byron's dämonischer Genialität aufs Tiefste ergriffen, es kämpft in ihm die begeistertste Bewunderung mit dem Schauer, den Byron's unheimliche, übermenschliche, gegen alles Bestehende sich auflehrende Leidenschaft in seiner weichen Seele erregt. Er vergleicht ihn dem Adler, der sein Horst auf schroffen Klippen am Rande des Abgrundes baut und von zuckenden Gledern und bluttriefenden Felsen umgeben, seine Wollust in dem Schmerzensschrei seiner Opfer findet und vom Sturm gewiegt in seinem freudigen Triumphe einschläft. So sei den Ohren Byron's der Schrei der Verzweiflung das süßeste Concert; das Unheil ist sein Schauspiel,

der Mensch sein Schlachtopfer; seine Seele taucht wie Satan in den Abgrund und sagt, Gott und dem Lichte entfremdet, der Hoffnung ewiges Lebewohl; sein unüberwindliches Genie singt dem finstern Fürsten des Unheils Lobgesänge. Lamartine verweist ihn auf die Schranken des Menschen und seines Geistes. „Nicht wissen und dienen ist das Gesetz unseres Wesens. Küsse das Joch, das du zerbrechen wolltest; steige herab vom Range der Götter, den zu erklimmen deine Kühnheit sich unterfing. Beschränkt in seiner Natur, schwankend in seinen Wünschen, ist der Mensch ein gefallener Gott, der sich des Himmels erinnert, sei es (wie in einer zu dem vorhergehenden Gedanken, der jedes Entweder-Oder ausschließt, nicht ganz stimmenden Alternative hinzugefügt wird), daß er das Gedächtniß seiner verlorenen Bestimmung bewahrt, sei es, daß die unermessliche Tiefe seines Verlangens ihm seine künftige Größe weissagt; unvollkommen oder gefallen, der Mensch ist ein großes Geheimniß. Aus Eden verbannt, sitzt er an den verbotenen Thoren und hört von fern die harmonischen Seufzer der eigenen Liebe und die himmlischen Concerte der Engel. Wehe dem, der aus der Verbannung des irdischen Lebens die Töne vernimmt, die aus der Welt seiner Sehnsucht an sein Ohr klingen. Sobald er vom überirdischen Nektar gekostet hat, sträubt seine Natur sich gegen die Wirklichkeit. Er berauscht sich im Schlummer mit Träumen und erkennt sich nicht wieder im Augenblicke des Erwachens. Auch ich habe vom Giftbecher gekostet; auch meine Augen haben sich geöffnet, ohne zu sehen; die Welt ist dem Hochmuth ein verschlossenes Buch, und alles Sinnen und Trachten hat mich nicht zur Erkenntniß geführt. Ich habe Gott überall gesucht, ohne ihn zu begreifen, ich habe überall das Uebel gesehen, wo das Gute doch sein konnte; ich habe Gott gelästert, da ich ihn nicht erkennen konnte. Da senkte sich einst ein Licht von Oben in meinen Busen und zwang mich zu segnen, was ich verflucht hatte. Und ohne dem beseligenden Hauche Widerstand zu leisten, erhob sich meine Harfe zu einem Lobgesang auf den Höchsten.“ Es folgt nun ein begeisterter, ganz Ergebung in den göttlichen Willen athmender Hymnus: „Preis Dir in Zeit und Ewigkeit, ewige Vernunft höchster Wille! Magst Du mich bestimmt haben, die Welt zu erleuchten, oder ein vergessenes Atom zu sein, Preis sei Dir! Preis sei Dir, wenn mich auch das Unglück verfolgt. Du hast mich getränkt mit dem Wasser Deines Bornes. Preis Dir. Ich habe den Tag Deiner Gerechtigkeit gesucht; er ist angebrochen zu meiner Strafe. Preis Dir! — Ein Wesen blieb mir; ich sah es langsam hinschwinden und sterben. Verzeih' der Verzweiflung einen Augenblick der Lästerung. Ich wagte — ich bereue.“ Er schuf das Wasser, um zu fließen, den Sturm, um zu brausen, die Sonne, um zu leuchten, den Menschen, um zu leiden. Die unbelebte Natur gehorcht bewußtlos. „Ich allein opfere mit

Liebe meinen Willen; ich allein gehorche mit Einsicht. — Ich liebe Deinen Willen, selbst wenn er mich straft. Preis Dir, Preis Dir! Schlag', vernichte mich! Du wirst nur einen Ruf hören: Preis Dir auf ewig! So wende auch Du Dich zum Himmel, Gott hat das Genie für die Wahrheit geschaffen. Vielleicht wird auf Deinen Ruf ein Strahl der lebendigen Flamme in Deine Seele dringen, und Du wirst um uns die Klarheit des Lichtes verbreiten, die Dich dann umfluthen wird.“ Nach einer begeisterten Anerkennung des Dichtergenies Byrons schließt er mit der wiederholten Aufforderung an den Dichter, seine Stelle unter den auserwählten Kindern des Lichts einzunehmen, die Gott geschaffen hat, um zu siegen, zu glauben und zu lieben.

Die in den allgemeinsten Umrissen verworfene Analyse dieses bei allen Mängeln großartigen Gedichtes vermag natürlich nicht einen Begriff von der Gewalt der Darstellung zu geben, die der Dichter in demselben entwickelt. Sie wird im Uebrigen aber die Eigenthümlichkeiten des Dichters ziemlich zur Anschauung bringen. Es liegt in Lamartines Natur, daß er sich von dem Byronischen Genius zugleich angezogen und abgestoßen fühlte. Er bewundert in der dämonischen Gewalt seiner Natur eine Gabe, die er selbst nicht besitzt. Die Zweifel, die Byrons Seele bis in ihre tiefste Tiefe erschüttert haben, er kennt sie wohl; aber sie haben ihn doch nur leise und oberflächlich berührt. Seine ächt romantische Natur, unfähig mit ihnen zu ringen, hat mit ihnen wohl gelegentlich gespielt, aber sie nicht im Kampfe überwunden; der Dichter untersagt sich, die „ziellofen Selbstgespräche der Vernunft“; er hat sich aus dem Zweifel in den Glauben, aus der Auflehnung in die Ergebung geflüchtet. Vor der Lebhaftigkeit des Empfindens tritt in dem Dichter die Tiefe des Denkens entschieden zurück. Seine Empfindungen aber beherrscht er, er lenkt sie nach seinem Herzensbedürfniß. Er schwelgt in den Gefühlen, die sein leicht beweglicher, empfänglicher Geist in seiner Seele hervorgerufen hat, und berauscht sich an den bezaubernden Tönen der Harfe, die er selbst gestimmt hat. Und sie berauschen auch den Leser, so daß er leicht die einzelnen Dissonanzen überhört, die durch die Harmonie hindurchklingen, Dissonanzen, die sich in einer gewissen Unbestimmtheit und Unklarheit kundgeben und ihre Quelle darin haben, daß der Dichter sich über Bedenken, die nur durch eine ernste Gedankenarbeit überwunden werden konnten, mittelst glänzenden Aufschwungs seiner beweglichen, an Bildern und Anschauungen reichen Phantasie hinweghebt.

Wenn in den poetischen Betrachtungen auch die Liebe eine Stelle gefunden, wenn durch die nachdenkliche, schwermuthsvolle Stimmung, in die der Dichter sich mit Vorliebe hinein versenkt, weil sie die Grundlage seiner productiven Thätigkeit bildet, zuweilen, besonders in dem zweiten Theile der

Meditations, der neben einigen großartigen (wir erinnern an die Ode an Napoleon) die anmuthigsten seiner Gedichte enthält, die Freude an heiterem Lebensgenuß und die Erinnerung an die brausende Jugendlust und Jugendfrische in oft heiteren Accorden nachklingt, so hat er in den Harmonies religiöses sich in eine religiöse Stimmung hineingesungen, die sich zuweilen bis zu einer der Natur des Dichters garnicht recht entsprechenden Weltverleugnung steigert. Er klagt sich in Wendungen, die an das horazische *parcus deorum cultor* erinnern, an, seine Harfe zu weltlichen Tönen entweicht zu haben (wobei er wohl besonders einige Gedichte der „Neuen Betrachtungen“ im Auge hat). Er legt das feierliche Gelübde ab, nur dem ewigen Namen Gottes zu singen. Sein Leben soll nur noch ein ewiger Begeisterungstaumel (*délire*) sein, seine Seele ein Lobgesang, sein Herz eine Lyra und jeder Athemhauch ein Accord zum Lobe des Höchsten.

Ein eigentlich dogmatisches oder gar streng katholisches Element tritt übrigens auch in den Harmonien nicht hervor. Auch in ihnen ist sein Standpunkt der des allgemeinen Gottesbewußtseins, des einfachen, jeder confessionellen Bestimmtheit entbehrenden Monotheismus. Gott ist ihm, von einigen pantheistischen Anklängen abgesehen, der geoffenbarte, persönliche Gott. Er ist ihm der Vater der Natur, der Urquell der Liebe, Tugend und Begeisterung, der Lenker der Welt und der menschlichen Geschicke, zu dem der Mensch sich im Gebete erhebt. Lamartine ist tolerant gegen jedes besondere Bekenntniß, wie er in seiner Reise in den Orient, — obgleich dieselbe offenbar grade darauf berechnet ist, sein religiöses Bewußtsein zu beleben und mit bestimmten, wir möchten sagen, plastischen Bildern zu füllen, — wiederholt auch dem Muhamedanismus Gerechtigkeit widerfahren läßt und an einigen Stellen sogar mit großer Anerkennung von den Bekennern desselben und von der Lebendigkeit ihres Gottesbewußtseins spricht. Die Offenbarung Gottes in der Natur ist ihm die tiefste Quelle der Religiosität, wie er denn in dem allerdings einer späteren Periode angehörigen Steinmeßen von Saint-Paul, dem Helden einer übrigens vielfach verfehlten, von übertriebenen, naturwidrigen Zügen entstellten Vorgeschichte, einen Mann zeichnet, der ohne jede Bildung (er kann weder lesen, noch schreiben), ohne jede religiöse Unterweisung, nur durch die Betrachtung der Natur und den erhebenden und läuternden Einfluß eines tragischen Lebensschicksals zur tiefsten Erkenntniß des göttlichen Wesens gelangt ist.

Wie in den Harmonien die religiöse Stimmung gesteigert ist, so hat auch die Darstellung im Vergleich zu den Betrachtungen noch an Pracht und Farbengluth gewonnen, worin wir indessen, da bei Lamartine nicht selten die Fülle der leicht fließenden Darstellung den Gedankengehalt überwuchert und der Glanz oft der Durchsichtigkeit, die Farbensfülle der Be-

stimmtheit der Zeichnung Abbruch thut, keinen wirklichen Fortschritt sehen können.

In dem 1836 erschienenen *Jocelyn* begibt sich Lamartine aus der Lyrik in das Gebiet der erzählenden Poesie, zeigt aber mit diesem Versuche nur, daß die Lyrik sein eigentliches Feld ist. Der Gang der Erzählung ist einfach. Die poetische Reflexion tritt überall in den Vordergrund. Die psychologischen Vorgänge, die Stimmungen, Gedanken und Leidenschaften in der Seele des Helden werden mit einer gewissen Breite geschildert, die vielfach an die Stimmungsbilderungen in den „Betrachtungen“ und den „Harmonien“ erinnert. Schon die äußere Anlage der Erzählung, für welche die Form eines von *Jocelyn* geführten Tagebuches gewählt ist, war ganz dazu angethan, der Reflexion einen weiten Spielraum zu gestatten. Die großartige Alpennatur, in welche der Dichter den Haupttheil der Erzählung verlegt hat, fordert zur Naturbetrachtung und Naturschilderung heraus. Und grade in dieser Beziehung nimmt das Gedicht eine der ersten Stellen in der französischen Literatur ein. Wenn in den früheren Gedichten die Naturschilderung dazu diente, den Hintergrund oder das Motiv einer Seelenstimmung abzugeben und nicht selten nur die Versüßlichung eines inneren Zustandes, eines Gefühls, eines Gedankens bezweckte, oder wenn die Natur nur als Spiegelbild des göttlichen Wesens oder als das Feld der göttlichen Schöpferkraft erschien, so tritt in *Jocelyn* die Beschreibung und Schilderung der Landschaft und der Naturscenen verhältnißmäßig selbständig auf. In einer Reihe unvergleichlich schöner, mit wunderbarer Naturtreue bis in die kleinsten Einzelheiten ausgeführte Gemälde führt uns der Dichter bald die ärmlichen Hütten der Bergbewohner vor Augen, bald die großartigsten Alpenlandschaften, bald in der hellsten Beleuchtung der Mittagssonne, bald im dämmernden Licht des Mondes. Das Erwachen der reichen Alpennatur im Frühling, das Rauschen der Gebirgsströme, das Auf- und Abwogen der herbstlichen Nebel, das wüthende Brausen des winterlichen Orkans, die feierliche Ruhe des Schneefeldes in den verschiedensten Beleuchtungen — all diese bald lieblichen, bald furchtbaren und wilden Naturscenen entfalten sich mit dramatischer Lebendigkeit und Anschaulichkeit vor unseren Augen. Der ganze Reichtum des französischen Sprachschatzes wird erschöpft, um der Schilderung die möglichste Genauigkeit und Anschaulichkeit zu geben, und man muß bekennen, daß von dem formgewandten Meister gehandhabt, die Sprache in der Darstellung aller in die Sinnenwelt fallenden Erscheinungen wirklich Außerordentliches leistet. Zuweilen gibt der Dichter so viel Detail, daß die Aufmerksamkeit von dem Kern der Schilderung abgelenkt wird; auch ist die häufige Verwendung nicht selten ziemlich gesuchter Gleichnisse zur Verdeutlichung äußerer Gegenstände zu tadeln, da das Gleichniß oft der

reproducirenden Einbildungskraft des Lesers weniger bestimmte Umriffe bietet als der verglichene Gegenstand selbst ohne jede Vergleichung ihm bieten würde. Aber von diesen Einzelheiten abgesehen, sind die Schilderungen in diesem Gedichte Meisterstücke poetischer Malerei, dem entsprechend, was wir in der Malerkunst als Stimmungslandschaft zu bezeichnen pflegen. Denn bei allem Streben nach realistischer Naturtreue kommt doch (was wir keineswegs als Fehler bezeichnen wollen) in jedem Bilde die Stimmung des Schildernden zum Durchbruch, und so wenig wie in der Erzählung verleugnet der Dichter in der Schilderung die lyrische Natur seiner Begabung.

Der Held der Erzählung, Jocelyn, der mit allen geistigen und körperlichen Vorzügen ausgestattete Sohn einer mäßig bemittelten Wittwe, faßt, um seinen Antheil an der väterlichen Erbschaft seiner Schwester zuzuwenden und dadurch deren Verheirathung mit dem Sohn eines wohlhabenden Nachbarn zu ermöglichen, den Entschluß in den geistlichen Stand zu treten. Alle Bemühungen der Mutter, die von dem eigentlichen Motive seines Entschlusses keine Ahnung hat, ihn von dem verhängnißvollen Schritte zurückzuhalten, sind vergeblich. Er weist alle Einwendungen mit der Hinweisung auf den inneren Beruf, der ihn zum geistlichen Stande ziehe, zurück. Wird nun — diese Frage drängt sich dem Leser unwillkürlich auf — der Held wirklich durch einen inneren Beruf zum geistlichen Stande hingezogen, oder ist seine Weltentfugung nur ein edelmüthiges Opfer, welches er dem Lebensglück seiner Schwester bringt? Ueber diesen Punkt läßt uns der Dichter in Ungewißheit, und auch der Verlauf der Erzählung gibt über denselben keine volle Aufklärung. Ist es die Gewalt des inneren Berufes, einer mächtigen Begeisterung oder nur die Gewissenhaftigkeit in der Bewahrung seines Gelübdes, die Jocelyn später in dem Kampfe gegen die tiefe Neigung seines Herzens unterstützt? Der Dichter scheint das Erstere zu wollen, der Leser dagegen gewinnt den Eindruck, daß nur die Gewissenhaftigkeit, keineswegs die Begeisterung für den geistlichen Beruf, mit seiner Liebe kämpft; und es läßt sich nicht leugnen, daß in dieser Ungewißheit ein großer Fehler des Gedichtes liegt.

Die Stürme der Revolution vertreiben Jocelyn, noch ehe er die Weihen empfangen hat, aus dem Seminar. Hoch in den Alpen der Dauphiné findet er in einer Höhle, der Adlergrotte, einen Zufluchtsort, der nur einem alten Hirten bekannt ist. Der Hirt versorgt ihn von Zeit zu Zeit mit Lebensmitteln und durch ihn allein steht er mit der Außenwelt in Verbindung.

Nachdem er noch nicht lange in dieser furchtbaren, aber an erhabener Schönheit reichen Wildniß verweilt hat, gelingt es ihm, zwei Flüchtlinge, Vater und Sohn, den Händen verfolgender Nationalgardisten zu entreißen und in seinem sicherem Versteck zu verbergen. Der Vater, tödtlich verwundet,

stirbt; mit dem kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling von mädchenhafter Schönheit und Anmuth knüpft er ein Freundschaftsband, welches von Tage zu Tage an Innigkeit zunimmt. Die Freundschaft Jocelyn's nimmt bald einen so schwärmerischen, leidenschaftlichen Charakter an, daß wir uns peinlich berührt fühlen würden, wenn wir nicht ahnten, daß Laurence ein Mädchen ist. Meisterhaft geschildert ist dieses Keimen und allmältige Wachsen der Leidenschaft, die alle Symptome der Liebe an sich trägt, während Jocelyn sie noch als Ausdruck inniger Freundschaft für seinen jugendlichen Gefährten hält. So unbesungen ist Jocelyn, daß auch Laurences leidenschaftliche Anhänglichkeit, die durch ihre jungfräuliche Zurückhaltung hindurch blickt, ihm nur als liebevolle Hingebung eines jüngeren Bruders erscheint, der in dem älteren Bruder seine einzige Stütze hat, seiner Leitung und Belehrung bedarf und sich ihm mit unbedingtem Vertrauen anschließt und unterordnet. Nur in einzelnen Momenten, wenn Laurences leidenschaftliche Natur die Fesseln der Zurückhaltung zu durchbrechen droht, durchzuckt ihn die Ahnung,

Que cette âme, profonde à l'oeil qui la regarde
Fait aimer et fremir! et qu'il faut prendre garde.

Die Schilderung dieser Situation ist reich an unvergleichlicher Schönheit; aber für die Bedenklichkeit des Verhältnisses ist sie doch zu gedehnt. Der Leser sehnt sich nach einer rascheren Lösung des Knoten, und athmet auf, als sie endlich durch Zufall herbeigeführt wird. Sobald Jocelyn das Geschlecht der bei einem Schneesturm, als sie um ihn zu suchen der Gewalt des furchtbarsten Unwetters trotzte, verwundeten Laurence erkennt, wird er sich sofort seiner Liebe bewußt. Cette aveugle amitié n'était qu'un fol amour. — Er liebt und wird mit leidenschaftlicher Gluth geliebt. Lange kämpfen Pflicht und Liebe in ihm. Endlich trägt die Liebe den Sieg davon; er entschließt sich, sobald ihrer beider Sicherheit dies gestattet, an ihrer Seite ins Leben zurückzukehren. In der sicheren Zuversicht ihrer nahen Verbindung genießen sie in vollen Strömen die Reize des Frühjahrs und Sommers in ihrer Einsamkeit, als Jocelyn eines Tages von dem Hirten aufgefordert wird, seinen alten in einer benachbarten Stadt eingekerkerten und zum Tode verurtheilten Bischof, den frühern Vorsteher seines Seminars zu besuchen. Er folgt der Einladung, erstarrt aber vor Schrecken, als der Bischof ihn auffordert sich zum Priester weihen zu lassen, um ihn dann mit den Sterbesacramenten zu versehen. Nach einem kurzen aber heftigen inneren Kampfe entschließt er sich, seinem Herzen zu folgen und dem Laurence gegebenen Worte treu zu bleiben: er offenbart dem Bischof das Geheimniß seiner Liebe. Der Greis, in dem sich der Glaubenseifer bis zum Fanatismus steigert, weit entfernt seine Liebe als Entschuldigung gelten zu lassen, betrachtet sie vielmehr als ein

Verbrechen und fordert von ihm Entsagung; Jocelyn weigert sich lange. Aber die leidenschaftliche, wilde Beredsamkeit des Bischofs, erschüttert, man kann kaum sagen seinen Willen, sondern seiner Nerven. Willenlos, wie von einer magischen Gewalt gezwungen, sinkt er vor ihm in die Knie und nachdem er in diesem Zustande der Gebundenheit, der Bezauberung die Weihe empfangen, steht er als Priester auf — und das Drama seiner Liebe ist zu Ende.

Es ist ersichtlich, daß sich in dieser erschütternden Katastrophe der Fehler der Einleitung in etwas veränderter Gestalt wiederholt. Ließ den Leser die Einleitung über Jocelyn's Motiv in Zweifel, so gewinnt man hier den Eindruck, daß er ganz ohne Motiv gehandelt, daß er willenlos, betäubt sein Schicksal über sich hat ergehen lassen. Sein ferneres Leben ist eine fortgesetzte von beständigen inneren Kämpfen unterbrochene Resignation. Jocelyn sieht die Geliebte ohne von ihr bemerkt zu werden, in Paris als gefeierte in das frivole Treiben der Hauptstadt versunkene Weltkameleon wieder. Er belauscht sie als sie nach einem brausenden Feste in der Stille der Nacht auf den Balkon ihres Hotels tritt. Sie flüstert seinen Namen; ihre Liebe zu ihm ist unverändert geblieben; sie stürzt sich in den Strudel der Vergnügungen nur, um das peinigende Gefühl ihres Seelenschmerzes zu betäuben. Sein Gelübde hindert ihn, sie zu retten. Unter nagenden Vorwürfen wegen der Schwäche, die er in der entscheidenden Stunde dem Bischof gegenüber gezeigt, kehrt er in seine Gebirgspfarre zurück. Er waltet seines Amtes als treuer Hirte seiner Herde, als ein Vater der Armen; aber Nichts vermag seiner Brust den Frieden wiederzugeben. Da wird er eines Tages zu einer schwer erkrankten Reisenden gerufen: im Dämmerlicht tritt er an ihr Lager: er erkennt Laurence, hört ihre Beichte, erfährt aus ihrem Munde, daß sie dem Geliebten ihrer Jugend im Herzen treu geblieben ist, daß sie sich erlöset fühlen würde, wenn sie nur noch einmal seine Stimme vernähme. Er gibt sich zu erkennen, erteilt ihr die Absolution, friedlich und versöhnt scheidet sie aus dem Leben. Vor der Adlergrotte, neben dem Grabe ihres Vaters findet sie ihre Ruhestätte und neben ihr Jocelyn, als er nach einer langen Reihe von Jahren aus einem Leben voll Ergebung, Entsagung, treuen Pflichterfüllung scheidet; aus einem Leben, auf das der friedliche Abschied der Geliebten, der er in der letzten Stunde Trost spendend zur Seite gestanden hat, einen Strahl der Versöhnung und eines milden Friedens wirft.

Unstreitig bezeichnet in manchen Beziehungen Jocelyn in der Entwicklung des Dichters einen Fortschritt. Die Schilderung hat an Klarheit und Bestimmtheit gewonnen, die Freiheit und Leichtigkeit in der Beherrschung der Form tritt fast noch bewunderungswürdiger hervor als in den Medi-

tationen und Harmonien. Dennoch zeigt sich im Jocelyn Lamartine's Dichtergenius bereits als im Niedergange begriffen. Er selbst bezeichnet den Jocelyn als Episode eines großen umfassenden dichterischen Ganzen, welches die Menschheit zum Gegenstande haben sollte. Schon das Ungemessene des Planes zeigt, daß die epische Poesie nicht das Feld war, auf dem sein Dichtergeist sich mit vollem Erfolge entfalten konnte. Lamartine hat in Jocelyn eine überaus einfache Handlung über die Maaßen weit ausgesponnen, und trotz der Ausführlichkeit in den Schilderungen der inneren Seelenzustände des Helden, gewinnen wir nicht einmal völlige Klarheit über die Motive desselben. Lamartine's poetische Weltanschauung konnte eben nur in der Lyrik zu Ausdruck gebracht werden.

Mit dem Jocelyn ist des Dichters Entwicklung abgeschlossen. Er ist über den Standpunkt seiner glänzenden Jugendperiode hinausgewachsen. Die einfachen, aber kräftigen Stimmungen, die ihn zu dichterischer Thätigkeit begeistert hatten, deren reflectirende Analyse recht eigentlich der Gegenstand seiner Dichtung war, hatten sich erschöpft, ohne zu einer höheren Entwicklungssphäre den Grund zu legen, seine späteren Dichtungen sind nur noch schwache Nachklänge der früheren Periode. Von der Mitte der dreißiger Jahre an hört Lamartine geradezu auf Dichter zu sein. Weder die phantastische Wildheit, zu welcher er sich in der „Wallfahrt nach dem Orient“ schraubt, jenem Buch, das in einer wollüstigen Trunkenheit geschrieben zu sein scheint, welche recht eigentlich die Reaction gegen die spiritualistische Empfindsamkeit der früheren Periode bildet, noch irgend eines seiner Gedichte späterer Zeit haben die Bedeutung der Meditation erlangt oder in der Nation, der sie bestimmt waren, wirklich Wurzel geschlagen. Dann folgten jene unglücklichen Versuche des Dichters, zum Geschichtschreiber zu werden, die wenigstens außerhalb Frankreichs wesentlich dazu beitrugen, Lamartines Ruhm zu schädigen, die literargeschichtliche Bedeutung seiner früheren Arbeiten in Frage zu stellen und die sittlichen Schwächen seines Charakters bloß zu legen. Daß die Vorzüge des Stils und die Fähigkeit, auf historische Namen getauften Ausgeburten dichterischer Phantasie den Schein geschichtlichen Lebens zu geben, namentlich der Geschichte der Girondisten eine gewisse Popularität gesichert und dieselbe auch außerhalb Frankreichs verbreitet haben, kann an dem Urtheil nichts ändern, welches über diesen aufgepuzten historischen Roman längst feststeht. Der Politiker und der Geschichtschreiber Lamartine haben ihr Möglichstes gethan, den Dichter von dem Platz, den er sich erobert hatte und der ihm in der Geschichte der zwanziger und der dreißiger Jahre gebührte, zu verdrängen — dessen zu geschweigen, daß die Nationalbetteleien, die er sich am Abend seines Lebens gefallen ließ, zu den stolzen Anfängen seiner Jugend in peinlichem Contrast stehen und den weltver-

achtenden Idealismus, der aus den Meditations und Harmonies spricht, empfindlich genug Lügen strafen. Damit ist die Bedeutung, welche Lamartine für die Jahre nach der Restauration hatte, aber nicht aufgehoben und seine aus dieser Periode herkommenden Gedichte werden nicht nur bleiben, so lange französische Gedichte gelesen werden, sondern zugleich einen interessanten Wendepunkt in der französischen Bildungs- und Literaturgeschichte dauernd bezeichnen. An diesen haben wir durch die Betrachtung der Meditations und des Jocelyn in einer Zeit erinnern wollen, die wesentlich unter dem Eindruck der traurigen zweiten Hälfte von Lamartine's Lebensgang steht. Verglichen mit der gegenwärtigen Phase der sittlichen und literarischen Zustände Frankreichs, erscheint der Zeitabschnitt, der in der Geschichte französischer Poesie durch den Namen Alphonse Lamartine charakterisirt ist, bei aller Kränklichkeit und innerer Hohlheit immer noch als ein begünstigter.

Die deutschen Eisenbahnen und der Einpfennigtarif.

Die Verhandlungen des ersten Zollparlamentes über die Ermäßigung der Zollsätze auf Roheisen und Eisensfabrikate haben die schon längst angebahnte Ueberzeugung, daß die Einführung des Einpfennig-Eisenbahnfrachttarifs als Vorbedingung dieser Ermäßigung dringend nothwendig ist, wesentlich befestigt.

Der Beweis dieser Nothwendigkeit ist mehr wie ein Mal geführt worden. Dennoch wird es nicht überflüssig sein, die nachstehenden Mittheilungen über ein in der Gegend von Hagen gelegenes Puddlings und Walzwerk (ohne Hochofen, aber mit einer Production von 30 Mill. Pfund fertigen Eisens und Stahls im Jahr) beispielsweise anzuführen, weil dieselben besonders schlagend sind. Es wird daselbst ein Quantum von 42 Mill. Pfund Roheisen verbraucht. Dieses Roheisen wird von verschiedenen Orten bezogen und das Werk muß nach den noch bestehenden heutigen Tarifen die beigesezten Frachtsummen dafür bezahlen, während die zweiten Zahlen die Fracht zum Einpfennigtarif angeben. Es werden bezogen an:

Roheisen	42,000,000 Pfund	Fracht	31,159 Thaler	gegen	16,174 Thaler,
Steinkohlen	8100 Wagen	"	18,990 "	"	7170 "
Steine u. Sand	390 "	"	1347 "	"	633 "
Fabrikate	15,000,000 Pfund	"	4050 "	"	1250 "
Fabrikate	15,000,000 "	"	24,549 "	"	10,123 "

in Summa Fracht 85,095 Thaler gegen 35,350 Thaler,

mithin gegen einen durchgeführten Einpfennigtarif mehr 44,746 Thaler.